

Schluß des Buches ist, ebenso wie die Zeittafel, in Gemeinschaftsarbeit mit namhaften Historikern entstanden, also zuverlässig.

Auch für die rußlandmennonitische Geschichtsforschung dürfte dieses Buch interessant sein, schon deshalb, weil die Namen der längst verfallenen mennonitischen Siedlungen durch die unvoreingenommenen Reiseberichte der Autorin gleichsam neu buchstabiert werden. Die verständnisvolle Schilderung der an die damaligen Lebensverhältnisse angepaßten zweiten Generation der Verbannten wird man ebenfalls ernst nehmen müssen, vor allem aber die Erwähnung der bisher noch unausgewerteten Eintragungen in Akten des KGB.

Es ist ein sehr menschliches Buch geworden, das man gern zum zweiten Mal liest, um genauer zu verstehen und vorurteilsfreier zu lieben. Es ist, und darüber könnte man miteinander reden, in zweifacher Hinsicht eine Familiengeschichte.

*Julia Hildebrandt*

Fernando Enns, Friedenskirche in der Ökumene. Mennonitische Wurzeln einer Ethik der Gewaltfreiheit (Kirche – Konfession – Religion, Bd. 46), Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2003, 364 S., Hardcover

Haben sich Mennoniten ihrer Identität in vergangenen Generationen vornehmlich durch Besinnung auf ihre Geschichte und ihre konfessionellen Anfänge im Täufertum des 16. Jahrhunderts vergewissert, so zeichnet sich seit einigen Jahrzehnten ein Wechsel zur Theologie ab. Nun wird im Medium theologischer Reflexion danach gefragt, was mennonitisch ist. Begegnungen im Rahmen der Ökumene haben dazu zweifellos beigetragen. Die eigene Frage nach der konfessionellen Identität wie auch die von außen kommende Frage nach der mennonitischen Stimme im ökumenischen Dialog lassen sich nicht allein im Rückgriff auf die Geschichte beantworten. Und so sind im Mennonitentum der Gegenwart, das noch immer stolz darauf ist, eine Kirche der Laien zu sein, längst die einst diffamierten »Gelehrten«, die Theologen, rehabilitiert. Ja, sie gelten mitunter sogar als diejenigen, von denen man sich Antwort und Wegweisung erhofft, wenn es darum geht, gegenüber einer einerseits zunehmend säkularen und andererseits ökumenisch aufgeschlossenen Welt die konfessionelle Eigenart zu formulieren und für die Zukunft fruchtbar zu machen.

Daß Fernando Enns zu dieser Gruppe der theologisch Gebildeten gehört, wird auf jeder Seite seines Buches deutlich, man merkt es an der Sprache

und am Grad der Reflexion. Der Hintergrund, der sein Denken und Schreiben bestimmt, ist nicht die Gemeinde, obwohl er zwei Jahre als mennonitischer Gemeindepfarrer tätig war und sich in Leitungsgremien der deutschen Mennoniten seit Jahren engagiert, sondern die Universität und der Ökumenische Dialog. Enns leitet seit 1994 ein ökumenisches Studentenwohnheim der Universität Heidelberg und vertritt die deutschen Mennoniten in der Ökumene, so zum Beispiel im Deutschen Ökumenischen Studienauschuß (DÖSTA). 1998 war er mennonitischer Delegierter bei der Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen in Harare, und seither ist Enns auch im Zentralausschuß des Weltkirchenrats tätig. Von ihm kam der Anstoß zur Ökumenischen Dekade zur Überwindung der Gewalt 2001–2010, die in Harare beschlossen wurde. Die innermennonitische Ökumene ist ihm seit einem Studienaufenthalt in Nordamerika aus eigener Anschauung und durch persönliche Kontakte vertraut, auch die theologischen Diskussionen unter den nordamerikanischen Mennoniten der Gegenwart sind ihm bekannt. Sein Buch *Friedenskirche in der Ökumene*, entstanden als systematisch-theologische Dissertation bei Dietrich Ritschl in Heidelberg, ist vor diesem Hintergrund zu sehen.

Enns will mit seiner Arbeit zwischen gegenwärtiger systematischer Theologie, wie sie in der Ökumene betrieben wird, und der Theologie, wie Mennoniten sie betreiben, vermitteln. So schreibt er mit unterschiedlichem Blick für verschiedenen Adressaten. Das begründet den Reiz seines Buches – wie auch seine Grenzen. *Einerseits* möchte Enns Impulse aus der mennonitischen Tradition in die ökumenische Theologie der Gegenwart einbringen. Gerade zu den Brennpunkten ökumenischer Diskussion, markiert durch die Schlagworte Ekklesiologie und Ethik, hat die friedenskirchliche Tradition der Mennoniten nach seiner Überzeugung etwas Wesentliches beizutragen. Die Frage nach Rolle und Selbstverständnis der Kirchen bildet einen kontinuierlichen Bezugspunkt ökumenischer Reflexion und ökumenischer Gespräche – so wie das Gewaltproblem als eine der ganz dringlichen Herausforderungen der Gegenwart erscheint. Beides bündelt sich in der vom Ökumenischen Rat der Kirchen (ÖRK) ausgerufenen »Dekade zur Überwindung von Gewalt«. Für sie möchte Enns Impulse aus der friedenskirchlichen Tradition der Mennoniten, so wie er sie sieht, fruchtbar machen. Elemente der friedenskirchlichen Tradition, die ökumenisch beerbt werden sollten, sind: eine Ethik der Gewaltlosigkeit und – damit zusammenhängend – ganz allgemein die Auffassung, daß nicht allein Rechtgläubigkeit, sondern auch rechtes Leben der Christen Kirche begründet. Nicht allein Häresien des Glaubens, sondern auch »ethische Häresien«, falsche Orientierungen im Verhalten ihrer Mit-

glieder können eine Kirche als solche negieren. In Anlehnung an John H. Yoder greift Enns die aus der dogmengeschichtlichen Tradition der Großkirchen bekannte Diskussion um Merkmale oder Eigenschaften der Kirche (*»notae ecclesiae«*) in friedenskirchlicher Sicht auf. Enns möchte zeigen, daß die Gewaltlosigkeit der mennonitischen Tradition in der besonderen Ekklesiologie der Mennoniten wurzelt (S. 220, 310). Hier haben die Mennoniten seiner Meinung nach wirklich etwas Besonderes, das sie in die Ökumene als Bereicherung einbringen können.

*Andererseits* möchte Enns Engführungen der mennonitischen Tradition korrigieren. Er ist von dem Bewußtsein durchdrungen, daß Theologie heute nur in ökumenischem Kontext möglich ist. Nachdrücklich tritt er deshalb dafür ein, das eigene Erbe nicht in konfessionalistischer Selbstbezogenheit, sondern in ökumenischer Aufgeschlossenheit, mehr noch: im Dialog mit anderen Traditionen, anzutreten. Mennoniten sollten ihre »Theologie in mennonitischer Perspektive« für andere Traditionen öffnen und könnten vor allem durch eine bewußt trinitarisch angelegte Gestalt ihrer Theologie die eigene Tradition erweitern. Enns bevorzugt dabei ein Verständnis von Trinität, das die innertrinitarischen Beziehungen zwischen Vater, Sohn und Heiligem Geist (Perichorese) als Modell für ein Verständnis von menschlicher Gemeinschaft begreift, das Einheit und Vielfalt zusammendenken kann. Eine solche trinitarische Konzeption ermögliche es Mennoniten beispielsweise, den Horizont – und manchmal den Absolutheitsanspruch – der Einzelgemeinde zu überwinden und zu einem umfassenden Verständnis von Kirche und Schöpfung zu finden (S. 309–311).

So schreibt Enns mit doppelter Blickrichtung: Für die Ökumene möchte er Elemente der mennonitischen Tradition zur Geltung bringen – und für die mennonitischen Theologen die Früchte ökumenischer Begegnung und theologischer Diskussion.

Mit seiner Forderung nach einer trinitarisch konzipierten Theologie zeigt sich Enns – wie auch sonst – auf der Höhe gegenwärtiger theologischer Diskussion, wie sie z. B. auch unter englischsprachigen mennonitischen Theologen geführt wird, von der Enns allerdings erstaunlich wenig explizit aufgreift. Zu denken wäre besonders an die theologische Arbeit James Reimers am kanadischen Conrad Grebel University Seminary in Waterloo (Ontario). Up to date ist auch der Hinweis, daß heutige Ekklesiologie die Erwählung Israels und also dessen bleibende Rolle reflektieren muß – allerdings wird nicht recht deutlich, was das für eine Theologie aus mennonitischer Perspektive austragen könnte.

Enns verfolgt sein Ziel in fünf Schritten, nachvollziehbar in den fünf Kapi-

teln seiner Arbeit, die sich charakteristisch voneinander unterscheiden. Referierende Passagen wechseln mit eher problembezogenen Skizzen und historisch-systematisierenden Definitionsversuchen. *Zunächst* erörtert Enns »Ekklesiologie im Horizont der Ökumene« (S. 23–98). Hier thematisiert er die Spannung von geglaubter und erfahrener Kirche sowie Fragen der Ekklesiologie in der neueren Diskussion des ÖRK, namentlich im Rahmen von Glaube und Kirchenverfassung; ferner das Verhältnis von Ekklesiologie und Ethik und den seit einigen Jahren für die Ekklesiologie intensiv diskutierten neutestamentlichen Begriff der »Koinonia«. *Ein zweiter Abschnitt*, überschrieben »Annäherungen an die »Historische Friedenskirche« in konfessioneller Näherbestimmung« (S. 99–154), enthält Bestimmungen der Begriffe Freikirche und Friedenskirche sowie Ausführungen zu Systematischer Theologie bei Mennoniten. Hier wird unter anderem auch ein sehr summarischer Überblick über Themen und Tendenzen mennonitischer Theologie und Geschichtsschreibung im 20. Jahrhundert gegeben. In *einem dritten Abschnitt* wird die Theologie, insbesondere die Ekklesiologie, des nach außen wohl wirkungsmächtigsten mennonitischen Theologen der Gegenwart nachgezeichnet. Es ist John Howard Yoder (1927–1997), der sich wegen seines ausgeprägten Pazifismus besonders für die Themenstellung und Zielsetzung dieser Untersuchung eignet: »Die »messianische Gemeinschaft«. Ekklesiologische Aspekte in den Beiträgen von John Howard Yoder« (S. 155–200). Es geht im Einzelnen um die immer wieder von Yoder thematisierte Gegenüberstellung des freikirchlichen Kirchenmodells als Alternative zur »Konstantinischen Kirche«, um den Gegensatz von »congregatio visibilis« (sichtbare Gemeinschaft) und »ecclesia invisibilis« (unsichtbare Kirche) sowie um das Verhältnis von Ekklesiologie und Ethik. Es wird deutlich, wie stark Enns sich insgesamt Yoder verpflichtet weiß, auch wenn er in einzelnen Fragen kritisch Stellung bezieht. Der *vierte Abschnitt* thematisiert »Die Stimme der Historischen Friedenskirchen in der Ökumenischen Bewegung (Ökumenischer Rat der Kirchen)« (S. 201–260). Vorgestellt werden vor allem die Puidoux-Konferenzen, die zwischen 1955 und 1973 stattfanden, sowie die ekklesiologischen Implikationen der mennonitischen Stellungnahmen zum Lima-Dokument. Der *fünfte Abschnitt* schließlich stellt »Die Historische Friedenskirche (Mennoniten) in bilateralen Dialogen« (S. 261 bis 305) dar. Gemeint sind die Dialoge, die auf unterschiedlichen Ebenen zwischen Mennoniten und Baptisten, Reformierten, Lutheranern und Katholiken geführt wurden und die bei den meisten Mennoniten unbekannt geblieben sein dürften. Befragt werden diese Dialoge jeweils darauf, welche Rolle in ihnen das friedenskirchliche Erbe und die ekklesiologischen Überzeu-

gungen der Mennoniten gespielt haben. Ein *sechster Abschnitt* schließlich enthält den Ertrag des Buches, nicht zufällig wird er als »Ausblick« bezeichnet, denn er ist vor allem programatisch zu verstehen: »Ausblick: Ekklesiogenese aus friedenskirchlicher Perspektive in trinitarischer Gründung« (S. 306–324). Dieser Abschnitt versammelt noch einmal die zentralen Motive der Arbeit. Ein Literaturverzeichnis (S. 325–349) und ein genaues Stichwortverzeichnis (S. 350–364) beschließen den Band.

Enns hat ein sehr anregendes Buch vorgelegt. Eine seiner Stärken ist es, gegensätzliche und scheinbar unüberbrückbar unterschiedliche Verständnisse einzelner Topoi zu relativieren und als komplementäre oder konvergierende, jedenfalls einander ergänzende Ausformungen christlichen Glaubens zu begreifen und darzustellen (z.B. S. 293 f.). Für solch ökumenische Annäherungen und Brückenschläge ist eine kreative Sprache nötig, die es ermöglicht, die eingefahrenen Linien der verschiedenen kirchlichen Traditionen mit ihrem jeweils festen, zu Formeln geronnenem Vokabular zu verlassen und sozusagen sprachlich Neuland zu betreten. Eine gewisse Unschärfe in der Darstellung überkommener theologischer Positionen ist der Preis dafür. Ohne sprachliche Neuprägungen gibt es keine ökumenische Annäherung.

Bisweilen übertreibt Enns aber seine kreative Spachfindung. Daß »mennonitische« Theologie nicht einfach großkirchliche Theologie mit sozusagen mennonitischem Anhang sein kann und daß es deshalb nicht um »mennonitische Theologie« im Sinn einer konfessionell-positionellen Theologie geht, sondern um eine »Theologie aus mennonitischer Perspektive«, wie es durchgehend im Buch heißt, ist noch nachvollziehbar. Ärgerlich aber ist, daß Enns von Beginn an von »trinitarischer Gründung« der Theologie spricht, was den Leser rätseln läßt, ob es einfach im Sinne von »Begründung« zu verstehen ist oder ob es möglicherweise doch um eine tiefere Bedeutung geht. Erst auf S. 306 wird der Leser in einer kurzen Fußnote von seiner tiefsinnigen Grübeleie erlöst: Es handelt sich um ein schlichtes Wortspiel, das versucht, die Bedeutung von Grund (foundation) und Begründung (reason) gleichzeitig auszudrücken. – Oder der »Dual« (erstmal S. 222): Aus der Sprachwissenschaft ist der Begriff Dual für eine eigene Nominalform bekannt, die neben dem Singular (Einzahl) und dem Plural (Mehrzahl) die Zweizahl bezeichnet. In Philosophie und Theologie ist andererseits Dualismus ein Begriff, der freilich etwas anderes meint. Auf S. 221 und 222 spricht Enns nun zunächst konventionell von dem Dualismus von Kirche und Welt in der mennonitischen Tradition und in Teilen des Neuen Testaments sowie vom Dualismus zwischen »sein« und »sollen«. Dann wird dem nordamerikanischen Soziologen Paul Peachey überraschend zugebilligt, bei ihm werde

erstmals »der simple Dual von Kirche und Welt in der Ekklesiologie der Historischen Friedenskirchen weiter ausdifferenziert«. Man staunt (denn noch eine Seite vorher war Peachey bescheinigt worden, er habe den friedenskirchlichen »Dualismus Kirche–Welt erneut in aller Schärfe« herausgearbeitet) und liest weiter. Aber dann taucht der »Dual von Kirche und Welt« im weiteren unkommentiert wieder auf (z.B. S. 241), und man beginnt sich zu fragen, ob hier theologische Absicht die Feder führt oder ob ein bloßes Sprachspiel vorliegt.

Enns hat in seiner Arbeit einen großen Bogen geschlagen. Sie ist analysierend und referierend, aber zugleich auch auf weiten Strecken Entwurf. Ein besonderer Reiz besteht darin, zu sehen, wie Enns Anregungen und Motive der zeitgenössischen Theologie aufgreift und miteinander verbindet: Im Bereich der Ökumene angesiedelte Vorstellungen von Trinität und Ekklesiologie, Überlegungen zum Koinonia-Begriff, das Story-Konzept, Gedanken zu »impliziten Axiomen« oder »regulativen Prinzipien« in der Theologie, die Diskussion um mennonitische »notae ecclesiae«, Yoder'scher Pazifismus – Enns verbindet diese und weitere Elemente auf anregende Weise in seinen Überlegungen zu einer Theologie aus mennonitischer Perspektive, wie sie (noch) nicht ist, aber durchaus werden könnte. Das ist faszinierend zu beobachten, und man liest die Arbeit immer wieder mit Gewinn. Es wäre zu wünschen, daß Enns die Gelegenheit findet, seine Vorstellungen einer Theologie in mennonitischer Perspektive weiter zu verfolgen und systematisch zu vertiefen. Denn an zahlreichen Stellen tauchen Fragen auf, und man möchte vieles genauer ausgeführt sehen. Das ist bei dem großen Bogen, den Enns durchschreitet, auch nicht verwunderlich.

Der Historiker wünscht sich beispielsweise eine detailliertere Auseinandersetzung mit der sehr ausgereiften Erforschung der konfessionellen Anfänge des Täufern im 16. Jahrhundert, aber auch mit der Geschichte der Mennoniten in den darauffolgenden Jahrhunderten bis heute. Vor einigen Jahren hat James M. Stayer das Streben nach einem Leben in brüderlicher, materielle Hilfe einschließender Gemeinschaft als das allen täuferischen Strömungen Gemeinsame ausgemacht (James M. Stayer, *The German Peasants' War and Anabaptist Community of Goods*, 1991). Die Gewaltlosigkeit ist es jedenfalls nicht, und wie eine genauere Erforschung der mennonitischen Tradition der Gewaltlosigkeit ergeben würde, enthält sie auch sehr problematische Aspekte, zum Beispiel die Verbindung einer naiven Obrigkeitgläubigkeit nach Römer 13 mit dem Bewußtsein, privilegierte Minderheit zu sein (vgl. dazu die Rezension von *Die schwarzen Reiter* in diesem Band, Seite 154–159). Man wird das Anliegen der pazifistischen Täufer heute nicht ohne

kritische Reflexion beerben können (so auch gelegentlich Enns, z.B. S. 305 zum Verhältnis Gemeinde/Kirche–Staat/Gesellschaft, allerdings ohne es auszuführen). Insgesamt hat man den Eindruck, daß bei Enns Einsichten aus der historischen Erforschung der täuferischen Theologie nur sehr punktuell eine Rolle spielen und nicht wirklich verarbeitet und für heutige Theologie fruchtbar gemacht werden. Die Frage nach dem Verhältnis von Geschichte und Theologie wird – wie auch das Problem der täuferisch-mennonitischen Pluralität – von Enns zwar als Problemanzeige gestreift (S. 139 ff.), aber nicht beantwortet.

Der Praktiker wird bei den stark idealisierten, an Yoder orientierten Schilderungen der täuferisch-mennonitischen Gemeinden als hermeneutischen Gemeinschaften mit messianischem Bewußtsein (z.B. S. 279 ff.) den Vergleich mit der erfahrbaren Gemeindewirklichkeit ziehen und sich fragen, welche Gemeinden Enns vor Augen hat und ob hier wirklich so große Unterschiede zur Realität anderer Kirchen gegeben sind, daß man im ökumenischen Gespräch derart massiv den Akzent darauf legen kann. Zweifel sind angebracht, und die Kenntnis von der Art, wie in der Friedenskirche der Mennoniten – und in anderen Freikirchen – Konflikte in Geschichte und Gegenwart gehandhabt wurden und werden, gebietet wohl eher eine ganz unmessianische Bescheidenheit. Sicher steht jede Theologie zu der erfahrbaren (Gemeinde-)Realität in heilsamer Spannung und bildet diese nicht einfach nur ab; und gewiß ist mennonitische Identität mehr und etwas anderes als die Essenz der Geschichte der Mennoniten. Dennoch ist wohl unstrittig: Wie sich Mennoniten im ökumenischen Gespräch darstellen, das muß anknüpfen an ihre Geschichte und auch bezogen sein auf die erfahrbare Realität in den Gemeinden.

Auch unter systematisch-theologischen Gesichtspunkten regt diese Arbeit an vielen Stellen zu teils kritischen, teils weiterführenden Fragen an. Ist die aus der Tradition anderer Kirchen übernommene Redeweise von den »notae ecclesiae« oder von einem »articulus stantis et cadentis ecclesiae« (S. 125 f.) wirklich geeignet, um Merkmale und Anliegen, die in mennonitischer Tradition von zentraler Bedeutung waren (Wehr- bzw. Gewaltlosigkeit oder der Zusammenhang von Glaube und rechtem Lebenswandel), angemessen auf den Begriff zu bringen? Oder birgt diese Redeweise nicht weitreichende ekklesiologische Implikationen, die sie für Mennoniten als ungeeignet erscheinen lassen? Mennoniten haben viel über Gemeinde nachgedacht, nur war es gerade nicht das, was in der dogmengeschichtlichen Tradition anderer Kirchen unter dem Stichwort »Ekklesiologie« behandelt wurde. Bei der Übernahme bestimmter Termini aus anderen Traditionen wäre darum darauf zu

achten, inwieweit man implizit mit deren Terminologie auch deren Ekklesiologie übernimmt. Oder: An mehreren Stellen führt Enns aus, die Täufer und mit ihnen die mennonitische Tradition würden die Vorstellung einer »ecclesia invisibilis« ablehnen (z.B. S. 167, wo schon in der Überschrift die sichtbare Versammlung der unsichtbaren Kirche gegenübergestellt wird) – aber stimmt das wirklich, wenn andererseits die Vereinigung der Deutschen Mennoniten in ihrer Antwort auf Lima argumentiert, die Einheit der Kirche sei nicht herstellbar, sondern im Versöhnungswerk Christ vorgegeben (S. 247f.)? Diese vorgegebene Einheit kann doch nur eine geglaubte, unsichtbare sein.

Zu solchen Fragen, die sich auf einzelne Details beziehen, kommen weitere von grundsätzlicher Art. So notiert Enns beispielsweise zutreffend, daß Mennoniten in den verschiedenen Dialogen unterschiedliche Aussagen formuliert haben, offensichtlich abhängig von der jeweiligen Situation und vom jeweiligen Gesprächspartner. Gemeinsam mit Baptisten vertreten sie im Gespräch gegenüber Reformierten etwas anderes als im direkten Dialog mit Baptisten (S. 279). Zusammen mit der Feststellung, daß es bei Mennoniten bekanntlich »kein gemeinsames Amt, keine einheitsstiftende Bekenntnisschrift, kein verbindliches Credo« gibt (z.B. S. 140f., wo Enns die Pluralität unter den Mennoniten anspricht), müßte das zur Reflexion über sehr grundsätzliche Fragen führen, z.B. der, wie sich die in der AMG (Arbeitsgemeinschaft Mennonitischer Gemeinden in Deutschland) zusammengeschlossenen Mennoniten überhaupt in die Ökumene einbringen können, wenn sie doch aufgrund ihres Charakters als Arbeitsgemeinschaft nicht verbindlich als Kirche sprechen können und dazu noch durch ihr grundsätzlich anderes Verständnis von Theologie von ihren Gesprächspartnern getrennt sind. Wenn sie, mit einem Wort, sich für die anderen als strukturell gesprächsunfähig darstellen. Die offiziell-zwischenkirchliche Konsens- oder Konvergenz-Ökumene kann es dann eigentlich nicht sein, die Mennoniten betreiben. Aber welche dann? Wenn Mennoniten so grundsätzlich anders Kirche sind als die anderen Kirchen und so grundsätzlich anders Theologie treiben, müßten sie – neben den materialen Aussagen beispielsweise zu Taufe, Gemeinde und Gewaltlosigkeit – doch eigentlich vor allem immer wieder diese ihre Andersartigkeit ins Gespräch zu bringen versuchen.

Die Mennoniten sind in einer Frühphase der Reformation entstanden. Eine Folge der Reformation war die Konfessionalisierung des Christentums, das es dann in der Neuzeit hauptsächlich in der Gestalt der großen Konfessionskirchen gab. Dabei spielte obrigkeitliches Interesse an einheitlichen Grundlagen des Glaubens eine zentrale Rolle. Der Übergang in ein neues, öku-

menisches Zeitalter bereitet diesen konfessionellen Kirchen heute charakteristische Schwierigkeiten: Ihr eigenes, in Jahrhunderten gewachsenes und ausgeprägtes Selbstverständnis als Kirchen, eben ihre Ekklesiologie, steht ihnen dabei im Weg. Die Mennoniten haben diesen Prozeß der Konfessionalisierung auf andere Weise durchlaufen. Es fehlte bei ihnen der reglementierende, obrigkeitliche Zwang zur Einheitlichkeit untereinander. Allenfalls haben sie sich einem Selbstzwang auferlegt, der Obrigkeit willfährig zu sein und sich doch ihr charakteristisches Anderssein als Kirche zu bewahren. Sie sind eine in sich plural-kongregationalistische Bewegung geblieben. Mennonitische Gemeinden sind pietistisch geworden oder rationalistisch, sind erstarrt oder haben sich dem Liberalismus geöffnet – und nicht wenige sind ganz verschwunden. Als eine von Landeskirchen deutlich unterschiedene Gestalt von Kirche sind sie ein »ökumenisches« Phänomen eigener Art – wäre nicht gerade hierin das zu sehen, was Mennoniten in die Ökumene einbringen könnten? Und wäre nichts falscher, als wenn Mennoniten heute, sozusagen in einem Prozeß nachholender Konfessionalisierung, zu einer bekenntnismäßig definierten Kirche wie die anderen würden, nur um dann in der Ökumene *als Konfessionskirche* mitreden zu können?

Solche Anfragen und die daran geknüpften Überlegungen sind als Kompliment zu verstehen: Fernando Enns hat ein anregendes Buch geschrieben, das geeignet ist, der theologische Diskussion und Selbstbesinnung unter den Mennoniten weiterführende Impulse zu vermitteln. Und der nichtmennonitische Leser bekommt eine Vorstellung davon, um welche Fragen und Probleme eine »Theologie in mennonitischer Perspektive« heute kreist.

Christoph Wiebe